

Dermisches.

Das Testament eines Geizhalses. In Karlsbad ist dieser Tage der Bezirksarzt a. D. Dr. Jovanovic im Alter von 66 Jahren gestorben. Jovanovic hat sein Vermögen im Betrage von 200 000 Kr. der serbischen Akademie der Wissenschaften in Belgrad testamentarisch vermacht und die Verfügung getroffen, daß die Interessen von einem Teile der hinterlassenen Summe zur Ausbildung zweier Ärzte verwendet werden sollen. Die übrigen Zinsen sollen laut letztwilliger Anordnung des Erblassers für wohltätige Zwecke, zum Teile auch zu wissenschaftlichen Untersuchungen verwendet werden. Der Verstorbene lebte in anscheinend kümmerlichen Verhältnissen und hatte den Ruf eines Geizhalses. Er ernährte sich nur von Brot und gekochten Bohnen, in den seltensten Fällen, zumeist im Winter, auch von Speck. Seine Kleidung war stets die eines Bettlers. Die Abgesandten der Belgrader Akademie, die in seiner Wohnung in Pestovag in Serbien die Aufnahme seines Inventars durchzuführen hatten, waren konsterniert, als sie in sein Zimmer traten, das, nie gelüftet, von einem widerlich-penetranten Geruch erfüllt war. Die Möbel des Geizhalses waren alt und morsch, seine schmutzige Wäsche befand sich, mit Büchern, verfaulten Apfelschalen, und trockenen Brotkrumen vermengt, in Truhen und Kisten, auf denen fingerdicker Staub lag. Seine Wohnung war von einem Hunde und sieben Gänzen bewacht, die während seiner Abwesenheit von seinen Nachbarn gefüttert wurden. Die Gänse hatten die Aufgabe, durch ihr Gechnatter ihn und seine Nachbarschaft aus dem Schlafe zu wecken, wenn Diebe in das Haus einzubrechen versucht hätten. Mitten unter der schmutzigen Wäsche, in Strümpfen und alten, bereits vergilbten Beinleidern fand man Wertpapiere im Betrage von 80 000 Fres., die er in seinem Testamente genannt hatte. Das übrige Geld war in der serbischen Nationalbank deponiert.

Eine hübsche Geschichte vom Kaiserlichen Statthalter Graf v. Wedel erzählt die Straßburger Neue Zeitung. Wir übersehen sie aus dem Elsäßer „Ditsch“ folgendermaßen: Nachte da der Statthalter eine kleine Spazierfahrt im Automobil durch die Krutenau (ein Viertel von Altstraßburg). Wie er durch die Krutenaustraße kam, mußte sein Automobil wohl oder übel Halt machen, denn ein Kinderwagen, um den ein paar Frauen herumstanden, versperrte den Weg. Obgleich der Chauffeur ein Signal gab, wichen die Frauen nicht vom Fleck.

Der Erbe von Riedheim.

Roman nach einer Idee von R. Felden von Irene v. Hellmuth. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)
Schon seit zwei Stunden stieg Hellborn mit seinem Gefährten bergauf. Sie sprachen wenig miteinander, jeder hing seinen Gedanken nach. Sie kamen nur mühsam vorwärts auf dem beschwerlichen Wege, der nur einen Fuß breit Raum bot. Es war eine Art Jägersteig, der auf der einen Seite den Blick in den schauerlichen Abgrund gewährte, auf der anderen an nackten, kahlen Felswänden entlang lief. Hellborn war dem alten Gutsinspektor immer eine Strecke voraus. Angst und Unruhe trieben ihn vorwärts, so daß der Alte nur mühsam zu folgen vermochte. Manchmal war der schmale Steig verschüttet durch Geröll und Steine, die im Laufe der Jahre abgebrockelt sein mochten und da und dort den Weg völlig versperrten. Dann galt es mit aller Vorsicht zu klettern, Schritt um Schritt. Immer steiler wurde der Pfad, bei jedem Tritt geriet man in Gefahr abzustürzen; dazu strömte immer der Regen herab. Die zwei schweißgamen Wanderer triefen vor Nässe. Hellborn spähte bei jeder Biegung angstvoll in die Tiefe und ein Schauer durchrieselte seinen Körper, wenn er daran dachte, daß das süße Geschöpf, das seine Gedanken so unablässig beschäftigte, da unten liegen könnte in der grauisigen Schlucht.

weil sie zu tief in ihr Gespräch verwickelt waren. Was sie sprachen, haben wir nicht erfahren können; wahrscheinlich haben sie sich Gutes über ihre Mitmenschen erzählt. Das Automobil fuhr hart bis an die Frauen heran, und als sie noch immer keine Miene machten, den Platz zu räumen, lehnte sich der Statthalter zum Automobil hinaus und rief ihnen zu: „Nanu, wollen Sie denn ewig hier stehen bleiben und schwätzen?“ — „Ehre Frau würd' au nit gere derandiert sin, wenn se rütscht!“, war die prompte Antwort einer der Frauen, die nicht wußte, mit was für einer hohen Persönlichkeit sie es zu tun hatte.

Die Riesengagen der Flugkünstler. Daß die kühne Unerstoddenheit, mit der die Flugtechniker ihr Ringen um die Eroberung der Luft durchkämpfen, nicht unbelohnt bleibt, zeigt die Liste der Honorare, die den Teilnehmern des letzten englischen Flieger-Meetings von Doncaster ausgekehrt worden sind. Die Flugmenschen ernten nicht nur Ruhm und verdiente Anerkennung, sie verdienen auch Geld und brauchen den Vergleich mit den Gagen der großen Tenöre und Primadonnen nicht zu scheuen. Für seine Flüge in Doncaster erhält z. B. Delagrange nicht weniger als 120 000 Mk. festes Gehalt, dem Obersten Goby werden 50 000 Mk. bezahlt, Sommer erhält 30 000, Windham 10 000, der Graf Van der Bourgh die gleiche Summe von 10 000 Mk. sind auch ausgekehrt für Simoni, der im Lenkballon aufsteigt. Nur Manes begnügt sich mit 2000 Mk. Im Bladpool erhält Farman 24 000 Mk., Paulhan 20 000, Rougier 18 000, Fournier 12 000 und Rue 2000 Mk. Zu diesen festen Gehältern aber treten dann noch die hohen Selbstpreise, die für einzelne Leistungen ausgekehrt sind, so daß ein tüchtiger Flugtechniker die Möglichkeit hat, in wenigen Wochen ein reicher Mann zu werden.

Englischer Posthumor. Als die Paketpost in England noch nicht eingeführt war, und der Unterschied zwischen dem Porto für Bücher und für Briefe noch größer war als heute, sandte eine arme Frau ihrem Sohn ein Paar Hosen als Drucksache. Die Beinkleider wurden abgeliefert, aber ein nicht unbedeutendes Strafporto erhoben. Die Frau beklagte sich daraufhin sehr energisch und nicht unlogisch mit den Worten, daß sie das Postbuch nachgesehen hätte und darin stünde, daß alle Dinge, die an beiden Enden offen seien, als Drucksache geschickt werden könnten.

Ein Fleischerladen mit 500 Angestellten ist gewiß eine seltene Merkwürdigkeit. Es ist dies der Laden von Richard Webber in New-York,

der beinahe ein ganzes Häusergeviert einnimmt. Dieser „Market“ befindet sich an der Dritten Avenue und erstreckt sich von der 111. bis zur 120. Straße. Hundert große elektrische Bogenlampen und tausend andere elektrische Lichter sorgen für die Beleuchtung, die von eigenen Maschinen erzeugt wird. Der tägliche Umsatz beträgt 10 000 Dollars oder 3 Mill. Dollar im Monat. Jede Woche werden 1500 Schweine, 260 Stück Rinder, 1500 Lämmer und Kälber und ungefähr 60 000 Pfund Geflügel verbraucht.

Ueber die große Parade in New-York (25 000 Mann) gelegentlich der Hudson-Fultonfeier entnehmen wir dem New-Yorker Herald: Die englischen Matrosen wurden sehr herzlich begrüßt, desgleichen die Franzosen. Als die Deutschen vorbeikamen, war es zuerst still, solange die Trommler und Pfeifer aufspielten, dann fing die Matrosenkapelle (in der Heimat wegen ihrer vorzüglichen Leistungen bekannt) ein und zwar mit der geschickt gewählten amerikanischen Melodie: My country, Tis of Thee usw. Und dann zogen sie vorbei, die prächtigen, kernhaften Gestalten unserer blauen Jungen in dröhnendem Paradeschritt. Die blühenden Bajonette bildeten eine schnurgrade Linie, die Beine flogen mit der Präzision eines Uhrwerks heraus. Einen Augenblick waren die Zuschauer sprachlos, dann aber erhob sich plötzlich eine orkanartige Begeisterung, sie erreichte ihren Höhepunkt, als die deutsche Flagge, getragen von einem riesigen Unteroffizier und begleitet von 2 Offizieren, vorkam. Man tobte. — „Sind doch Nordsterke, diese Deutschen! The heart of the crowd was still with the Germans“. (Das Herz der Menge war zweifellos mit den Deutschen.) — Wir können mit diesem Lob zufrieden sein und wollen noch hinzufügen, daß von den deutschen Schiffen nicht ein einziger Mann bei der Heimfahrt fehlte.

Der Einbrecher als Gatte. Eine merkwürdige Geschichte aus dem chinesischen Leben erzählt Sir Henry Blake aus einem neuen Buche, in dem er die Sitten und Gewohnheiten des Volkes im Reiche der Mitte in scharf umrissenen Bildern wiederzugeben sucht. Es ist bekannt, daß nach chinesischem Brauch Braut und Bräutigam einander fremd bleiben bis zu dem Augenblick, in dem die Ehe geschlossen ist. Ein Sohn und eine Tochter aus zwei reichen Familien wurden verheiratet. Nach Schluß der Zeremonie am ersten Abend zogen sich Braut und Bräutigam in ihre Gemächer zurück. Kaum waren sie allein, als sie über sich ein Geräusch hörten; der Bräutigam stieg in seinem roten

Manchmal stöhnte er schmerzlich auf; aber ohne sich Zeit zum Ausruhen zu gönnen, hastete er vorwärts.

Sie hatten nach unsäglichen Mühen ein kleines Hochplateau erreicht; verschiedene Felsstücke lagen hier verstreut. Grollmann sank ermattet nieder auf den nassen Stein.

„Ich kann nicht mehr,“ klagte er, „ich muß hier ausruhen, sonst versagt meine Kraft. Ich brauche dieselbe notwendig für den schwierigen Abstieg. Es tut mir leid, daß ich mit meiner Mutmaßung Ihnen diese viele Mühe bereitet habe. Ich glaube selbst nicht mehr, daß die Baronesse hier heraufgestiegen ist, wir hätten sie längst finden müssen; denn weiter hinauf kann man nicht; wenigstens ist es für eine Dame ein Ding der Unmöglichkeit, noch höher zu steigen. Wo nur die Männer hingekommen sein mögen, die seit heute mittag unterwegs sind! Sie mühten uns doch eigentlich begegnet sein.“

„Sie haben wahrscheinlich einen andern Weg genommen,“ meinte der Oberförster.

„Ich glaube nicht, daß es einen solchen gibt, wenigstens keinen besseren.“

Hellborn, der sich einige Minuten geseht hatte, erhob sich schon wieder.

„Wo wollen Sie denn hin?“ sagte Grollmann; er stand bei diesen Worten schon neben dem jungen Mann.

„Ich will versuchen, ob ich den Gipfel erreichen kann,“ entgegnete er; „bleiben Sie einstweilen ruhig hier, ich komme bald zurück. Sie haben recht, Ihre

Kraft könnte Sie beim Abstieg verlassen und das wäre sehr schlimm.“

Grollmann nickte. Er versuchte nicht, den Gefährten zurückzuhalten, ahnte er doch längst, was diesen so rastlos vorwärts trieb.

Hellborn wollte sich eben wieder aufmachen, als bei einer Biegung des Weges die Männer auftauchten, von denen Grollmann gesprochen.

„Hallo!“ rief er ihnen schon von weitem zu, „was ist's, haben Sie keine Spur?“

„Nichts gefunden,“ antworteten diese, „wir haben so weit es möglich war, alles genau durchforscht.“

Der Oberförster senkte den Kopf.

„Also nichts! Wie weit seid ihr denn gestiegen?“

„Wenn man von hier aus noch eine halbe Stunde aufwärts klettert, hört jeder Weg auf,“ entgegnete einer, ein stämmiger Bursche mit wettergebräuntem Gesicht, „es ist umsonst, da hinauf zu steigen — denn weiter wie bisher wäre die Baronesse ja doch nicht gegangen, es ist schon bisher lebensgefährlich. Wir haben auch gerufen, aber es regte sich weit und breit nichts. Da oben war noch keine menschliche Seele, wie sollte sich so ein junges Ding hinauf wagen.“

Hellborn hörte die letzten Worte schon nicht mehr. „Bleibt einstweilen hier!“ rief er über die Schulter zurück, „ich mache noch einen letzten Versuch —“

Das andere blieb unverstündlich, denn er war schon zu weit entfernt.

„Du kehrt auch bald wieder um,“ klang es hinter ihm her, aber er hörte es nicht.



Bräutigamsgewand in das obere Stockwerk hinauf. Dort fand er einen Einbrecher, der sich, als er sich entdeckt sah, auf ihn stürzte und nach kurzem Kampfe den Bräutigam mit einem Dolche niederstieß. Darauf legte er das Bräutigamsgewand an, nahm die Kerze in die Hand und ging verwegener Weise in das Gemach, wo die junge Frau auf die Rückkehr ihres Gatten wartete. Da chinesische Bräute ihre künftigen Ehemänner vor der Hochzeit nicht sehen, bemerkte die junge Frau in ihrer Erregung nicht, daß der zurückkehrende Mann nicht ihr eben angetrauter Gatte war, und er erzählte ihr, er hätte eben einen Räuber gefunden, der in das Haus eingedrungen, bei seinem Erscheinen aber entflohen wäre; er fügte hinzu, da Räuber in der Nähe wären, so läte die junge Frau besser, ihre Juwelen ihm zu übergeben, er wollte sie in die Wohnung seines Vaters tragen. . . Die Frau tat so und übergab ihm ihren Schmuck, der mehrere tausend Tael's Wert hatte. Seelenruhig ging der Räuber damit fort und — kam nicht wieder. . . Später wurde der Schuldige jedoch entdeckt, durch grausame Tortur zum Geständnis gezwungen und dann hingerichtet.

Von einer seltsamen Schlangemahlzeit erzählt ein Mitarbeiter der „Times“. Vor einiger Zeit hatte man in London zwei etwa gleich großen Boiben von etwas über 3 Meter Länge, die bereits lange Zeit friedlich miteinander ausgekommen waren, ihr übliches Futter gereicht, nämlich Tauben. Am nächsten Tage jedoch war in dem Käfig nur noch die eine Schlange vorhanden, und zwar war sie fast zur doppelten Dicke angeschwollen. Natürlich hatte sie die andere, nur wenig kleinere Schlange aufgefressen. Der Mitarbeiter der „Times“ gibt für dieses merkwürdige Verhalten die richtige Erklärung. Die Schlange hat ihre Gefährtin durchaus nicht mit Vorsatz gefressen, sondern sie hat in gutem Glauben gehandelt. Es ist nicht anders zu denken, als daß beide Schlangen eine Taube gleichzeitig ergriffen und zu verschlingen begonnen hatten. Der Freßakt der Schlangen vollzieht sich aber, wenn er einmal eingeleitet ist, fast mechanisch weiter, so daß die Schlange ihn nicht unterbrechen oder rückgängig machen kann. Die Schlange glaubte wirklich, eine Taube zu verschlingen, mag sich allerdings ihre Gedanken darüber gemacht haben, was man ihr plötzlich für eine Riesentaube vorgelegt habe, soweit sie nämlich denken kann. Das Kannibalenmahl hatte ihr übrigens nicht geschadet, denn nach einigen Wochen war sie wieder zu einem schlangenwürdigen Format zusammengeschrumpft und zeigte erneut guten Appetit.

Abraham am Telephon. Eine höchst kuriose Geschichte bildet in Paris, wie man von dort der „Inf.“ schreibt, den Gesprächsstoff. Vor einiger Zeit wurden die Direktoren verschiedener großer Bankhäuser telephonisch dringend zu sprechen gewünscht. Sobald nun der betreffende Geldgewaltige am Apparat erschien und fragte, wer dort sei, erwiderte eine tiefe, machtvolle Stimme: „Hier Erzwater Abraham.“ — „Pardon, ich verstehe nicht. . .“ — „Hier Erzwater Abraham.“ — „Das muß ein

Fertum sein oder ich höre schlecht, ich verstehe immer: „Erzwater Abraham.“ — „Ja, ganz richtig, der bin ich, ich wünsche Sie zu sprechen.“ — „So, und womit kann ich dienen“, fragte der betreffende Direktor aufs äußerste erstaunt. „Ich möchte Ihnen gerne einen persönlichen Besuch abtatten, da ich Ihnen ein bedeutendes Geschäft proponieren will, eine große Finanzsache.“ Der Bankdirektor sagte zu, obgleich er sich natürlich von vornherein nicht viel von dem in Aussicht gestellten Geschäft versprach. Tatsächlich erschien am folgenden Tage im Büro der Bank ein ehrwürdiger, mit einem Talare bekleideter Mann, dessen weißer Bart bis zur Brust herniederwallte. „Mein Name ist Abraham, Erzwater“, stellte sich der Besucher vor. „Sehr erfreut“, murmelte der Bankdirektor, der nicht wußte, wie ihm geschah, „doch womit kann ich dienen, mein Herr?“ — „Ich wollte Ihnen die finanzielle Beteiligung an einem großen Unternehmen vorschlagen, das ich zu gründen beabsichtige und zwar eine biblische Gesellschaft m. b. H., die erstens meine viel tausendjährigen Erfahrungen und zweitens meine vorzüglichen Beziehungen zu Gott verwerten solle. Sie werden sofort zugeben müssen, daß eine solche Gesellschaft glänzende Aussichten auf Prosperität bietet. Einem Voranschlag nach wäre ein Kapital von rund einer Million Francs nötig, später kann ja die Unternehmung in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden, wenn es ratsam ist das Kapital zu vergrößern.“ Allein der Bankdirektor brachte dieser phänomenalen Idee der hohen Persönlichkeit nicht das richtige Verständnis entgegen und verabschiedete ihn mit gebührender Ehrfurcht, wodurch sich aber der Erzwater Abraham nicht aus seiner biblischen Ruhe bringen ließ. Unentwegt wanderte er vielmehr zu andern Geldinstituten und trug überall sein Ansinnen vor, ohne aber irgendwo das richtige Entgegenkommen zu finden. Man hielt den alten Herrn, der im Gespräch so ganz nebenbei interessante Details aus dem alten Testamente erzählte, für einen harmlosen Narren und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Nur die Polizei war anderer Meinung und beobachtete den Patriarchen auf unauffällige Weise. Der Verdacht sollte sich bestätigen. Der gute Abraham war nämlich durchaus nicht irrsinnig, sondern ein sehr geliebter Gauner, der es verstand, für seine unlauteren Zwecke ausgezeichnete Reklame zu machen. Er errichtete nämlich auf eigene Faust ein biblisches Büro und fand auch tatsächlich Klienten in den vornehmsten Kreisen, die bekanntlich in Frankreich nicht wenig bigott sind. Seine gelehrten Auskünfte ließ er sich mit nicht geringen Summen bezahlen und auf diese Weise war sein „Unternehmen“ wirklich, so wie er es gesagt, sehr lukrativ. Die Polizei allerdings, weniger gläubig, erblickte in der segensreichen Tätigkeit des Erzwaters einen groben Betrug und brachte ihn in sicheren Gewahrsam, wo er sich durch Bibelsprüche trösten mag.

Der Handschuh. In seinen „Aquarellen“ erzählt Bewald folgenden komischen Vorfall, den er in dem Wirtshause an der Grenze zwischen Schlesien und Böhmen vor Adersbach erlebte: „Ich war so

glücklich, einen reisenden Deklamator hier anzutreffen, der es unternahm, vor den Paschern ein Pröbchen seiner Kunst abzulegen. Für den Anfang wählte er Schillers „Handschuh“. Raum hatte er aber begonnen: Vor seinem Löwengarten das Kampfspiel abzuwarten, sah König Franz. . . als ein böhmischer Zwirnhändler, der ziemlich viel getrunken hatte, zornig aufsprang und mit der Hand auf den Tisch schlagend ausrief: Kaiser Franz — nicht König Franz! — Als bald schrie alles wild durcheinander: Kaiser Franz muß er sagen! — Ich hatte Mühe, dazwischenzutreten und die erhitzten Gemüter zu beruhigen.“

Ein kleines Mädchen aus sehr armen Verhältnissen war zu einer Wohltätigkeitsfeier bei einer Dame eingeladen. Die Wirtin war nicht wenig erstaunt, als beim Essen die Kleine feierlich fragte: „Trinkt Ihr Gatte?“ „Nein, mein Kind!“ erwiderte die Dame. Das Kind schwieg einen Augenblick und fragte dann weiter: „Wie viel Kohlen brauchen Sie? Was verdient Ihr Mann? Arbeitet Ihr Sohn auch fleißig?“ Man fragte das Mädchen, wie sie zu den sonderbaren Erkundigungen käme. „Ja“, war die unschuldige Antwort, „Mutter hat mir doch gesagt, ich soll mich wie eine Dame benehmen, und wenn Damen zu meiner Mutter kommen, stellen sie ihr immer diese Fragen.“

[Boshast.] Hofrätin (vor Beginn des Wohltätigkeitskonzerts): „Ich fühle mich heute nicht besonders wohl; wird es gehen, daß ich statt der angekündigten beiden Lieder nur eins singe?“ — Komiteemitglied: „Selbstverständlich, gnädige Frau! Der Wohltätigkeit sind ja keine Schranken gesetzt!“

[Zimmer ausreden lassen!] Der kleine Peter: „Papa hat neulich gesagt, auf der ganzen Erde gebe es Deinesgleichen nicht.“ — Tante Christine (gerührt): „Ach, hat er das gesagt, der gute Mann!“ — Der kleine Peter: „Ja, und er fügte hinzu, das sei ein wahrer Segen.“

[Humor des Auslandes.] „In manchen Punkten erinnert Ihre Schreibweise an Milton“, sprach der Redakteur. — „Meinen Sie wirklich?“ rief der entzückte Autor. — „Ja“, fuhr der Redakteur fort, „Sie bedienen sich fast derselben Interpunktion.“

[Kindermund.] Mama ist verzweifelt. Ihre vier kleinen Jungen treiben es zu arg. Beim Zubettgehen sagt sie: „Ihr seid so unartig! Diese Nacht geh' ich in den Wald und da fressen mich die Füchse.“ Am andern Morgen tritt sie an des Jüngsten Bett. Der reißt sich die Augen und sagt: „Mama, wie es noch dunkel war, bin ich aufgewacht und da hab' ich denkt: Nu fresse se se!“

Anzeigen müssen — um noch Aufnahme zu finden — längstens **morgens 8 Uhr** aufgegeben werden.

Größere Anzeigen mittags zuvor (nicht erst abends.)

Die Zurückbleibenden, zu denen sich auch Grollmann gesellte, hatten es sich so bequem als möglich gemacht. Der eine holte aus dem Rucksack, den er auf dem Rücken getragen, eine Flasche mit Rum, auch Brot und Fleisch hervor und luden den alten Inspektor ein, zuzugreifen. Einen langen Rest sparten sie für Hellborn auf, denn der würde eine Stärkung wohl nötig haben, wenn er zurückkäme, meinten sie.

Etwa eine Stunde lang war der junge Oberförster unter großen Mühen aufwärts gestiegen. Den Gipfel zu erklimmen, erschien allerdings als eine Unmöglichkeit; denn steiler und steiler wurde der Pfad, der zuletzt völlig verschüttet war. Die Schwierigkeit des Weges nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Eine tiefe Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich seiner. Vergebens spähte er nach der heißgeliebten Gestalt aus. Sein Ruf verhallte ungehört. Doch plötzlich war es ihm, als hätte er eine schwache, menschliche Stimme vernommen. Er wandte seine ganze Kraft an — er stieg so schnell er konnte vorwärts — nun klang es schon deutlicher, schon ganz in der Nähe: „Zu Hilfe! Hierher!“

Es gab keinen Zweifel mehr, das war sie, die schmerzlich Gesuchte und die Gewißheit, daß sie lebte, versetzte ihn in einen wahren Freudentaumel. Vergessen war alle Müdigkeit, alle Qual und Bein der letzten Stunden. Nun galt es noch eine letzte Kraftanstrengung — und da sah er sie vor sich; ein wenig unterhalb des Weges lag sie, aber seinen Arm doch

erreichbar und scheinbar unverletzt. Sie hielt sich mit beiden Händen an dem vorspringenden Gestein fest, um nicht noch weiter abzurutschen.

Als Marianne den auf sie zustürzenden Mann erblickte, stieß sie einen Freudenschrei aus und versuchte, sich emporzuarbeiten, sank aber mit einem leisen Stöhnen wieder zurück.

„Gott sei Lob und Dank!“ rief sie und all die ausgestandene Angst löste sich in einen Tränenstrom auf. Sie fühlte sich von zwei Armen fest umschlungen und eine Stimme, die so weich und mild klang, als spräche sie zu einem verirrtten, verängstigten Kinde, tönte in ihr Ohr: „Marianne, Geliebte — weine nicht! — Du lebst — du lebst! Nun mag kommen was will, du lebst und nun bist du mein — mein! Niemand darf dich wieder von mir reißen!“

Er hätte nicht sagen können, wie es gekommen, daß sie plötzlich an seiner Brust lag — woher er den Mut genommen, sie zu küssen und mit den süßesten Schmeichelnamen zu nennen. Im überschwänglichen Glück dieser Minuten ging alles unter, was ihn bislang gequält. Was fragte er darnach, ob sie eine Baroness oder eine Bettlerin war? Marianne lächelte unter Tränen zu ihm auf.

„Hast du dich um mich geängstigt?“ fragte sie leise.

Er nickte nur, aber in dem Blick, mit dem er sie umfaßte, lag die ganze Qual der letzten Stunden. Er streichelte zärtlich ihr feuchtes Haar, das wir in die Stirn herein hing.

„Hast du Schmerzen, Marianne?“ begann er nach einer kleinen Weile.

„Ja, hier am Fuß. Ich tat einen Fehltritt und rutschte ab. Zum Glück war es ja gerade an einer Stelle, die nicht so ganz steil abfällt, sonst läge ich wohl in der Tiefe da unten. Ich konnte nicht mehr aufstehen, mühsam habe ich mich bis hierher geschleppt, ich kann unmöglich ohne Hilfe gehen und glaube, hier sterben zu müssen. Ach, was habe ich für Angst ausgestanden! Ich fürchtete, die Nacht in dieser entsetzlichen Lage zubringen zu müssen! Dazu quälte mich ein furchtbarer Hunger und ein noch größerer Durst. Ich versuchte immer wieder, mich zu erheben, einmal wurde ich vor Schmerzen ohnmächtig, mir wurde dunkel vor den Augen, ich lag da, ohne mich rühren zu können. O, ich dachte immer an dich — ich wußte, daß du kommen würdest!“

„Liebes Kind, wir müssen einmal den Fuß untersuchen“, sagte er, „bitte, bitte, Marianne, es muß ja sein.“

Sie zögerte eine Weile, doch dann zog sie gehorham den Schuh von dem verletzten Fuß; der Knöchel war stark angeschwollen. Vorsichtig versuchte Hellborn, nachdem er sich überzeugt hatte, daß nichts gebrochen war, den Knöchel zu massieren, sie biß vor Schmerz die Lippen zusammen, die ganz blaß geworden waren.

„Vorläufig ist gar nichts zu machen“, sagte er, „wir müssen sehen, daß wir bald hinunter kommen.“ (Fortsetzung folgt.)